



Eckart Altenmüller

Warum wir
**Musik zum
Überleben**
mehr denn je
brauchen

Ein Plädoyer für
aktives Musizieren

 SCHOTT

Eckart Altenmüller

Warum wir Musik zum Überleben mehr denn je brauchen

Bestellnummer: ORCH 5012

ISBN 978-3-7957-3472-5

© 2026 Schott Music GmbH & Co. KG, Mainz

www.schott-music.com

Redaktion: Christian Müller

Korrektur: Rüdiger Behschnitt

Satz und Layout: Ulrike Speyer

Covergestaltung: Engler Schödel

Coverfoto: © Greg Rosenke/Unsplash (mit KI bearbeitet)

Printed in Germany · BSS 60835

Schott Music GmbH & Co. KG, Weihergarten 5, 55116 Mainz, Germany

info@schott-music.com

Eckart Altenmüller

Warum wir Musik zum Überleben mehr denn je brauchen

Ein Plädoyer für aktives Musizieren

 **SCHOTT**

Mainz · London · Madrid · Paris · New York · Tokyo · Beijing

Peter Hanser-Strecker gewidmet.

Ich möchte Peter Hanser-Strecker mit diesem Buch für seinen jahrzehntelangen Einsatz für die Musikausführung und die Musikverbreitung danken.

Peter Hanser-Strecker hat über 50 Jahre als Verleger von Schott Music das deutsche Musikleben geprägt und durch zahllose Publikationen und Aktivitäten musikalisches Lernen und die Entwicklung von Musikliebe in allen Lebensaltern und für alle Menschen unterstützt.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Eckart von Hirschhausen	6
Einleitung	9
1 Warum haben wir Musik?	10
2 Wie wirkt Musik?	21
3 Singen und Musizieren als Nervenahrung	41
4 Ist es für mich zu spät, ein Instrument zu lernen?	72
5 Welche Musik erzielt die beste Wirkung für mich?	95
6 Welche Leiden kann ich mit Musik lindern?	112
7 Mit Musik Kindern und Jugendlichen helfen	146
8 Mein Musikmanifest	158
Danksagung	165
Eine andere Biografie: Eckart Altenmüller	166

Vorwort von Eckart von Hirschhausen

Menschen, die wie Eckart Altenmüller tief in das emotionale Geheimnis der Musik eintauchen und gleichzeitig in die neurologischen Niederungen der randomisierten Wirkungsstudien, gibt es in Deutschland höchst selten. Um nicht zu sagen: Eckart Altenmüller ist ein Unikat, eine Spezies für sich. Umso wichtiger, dass er mit diesem Buch ein weiteres Mal seine Expertise mit uns allen in verständlicher, anregender und ansteckender Form teilt. Wie überhaupt Eckart – wir sind Namensbrüder und schon länger per Du – ein Mensch ist, der sein Wissen gerne anderen zur Verfügung stellt.

Zuletzt erlebte ich ihn in der Kronberg Akademie bei Frankfurt. Im Rahmen von „Good Vibrations“ traten Christoph Reuter am Piano, Tanja Tetzlaff am Cello und ich mit unserem Live-Programm „Musik macht glücklich und rettet die Welt!“ auf. Und Eckart referierte und diskutierte, denn in Kronberg entsteht gerade ein musiktherapeutisches Zentrum.

Eckart möchte nicht den Elfenbeinturm zum Klingen bringen, sondern die Herzen und Hirne! Schließlich ist er auch Professor für Neurologie. Er nimmt die allerälteste Heilmethode der Menschheit – die Musik – für die moderne Medizin ernst. Von ihm lernte ich viel über den „Gänsehauteffekt“, der beweist, wie tief in das vegetative Nervensystem Melodien hineinwirken können. Musik wühlt uns auf, beschert uns tiefe Glücksmomente, stellt uns die Nackenhaare auf. Aber warum sträuben sich durch Melodien unsere letzten Fellreste? Eine evolutionäre Deutung: Wird die Affenmutter von ihrem Kind getrennt, stößt sie Rufe aus, die beim verlassenen Baby eine Gänsehaut erzeugen als Ersatz der mütterlichen Wärme. Ähnlich bei uns: Die Urmenschen konnten über Distanzen mit melodischen Lauten, aus denen sich später Gesang und Musik entwickelten, wärmende Nähe erzeugen, sich akustisch umarmen.

Womöglich haben wir Musikinstrumente, um dieses wärmende Wohlgefühl zu „instrumentalisieren“. Nachweislich vertreibt das gemeinsame Spielen und Hören von Musik Gefühle der Einsamkeit, Trauer und Isolation. Musik wirkt anregend und besänftigend zugleich. Deshalb singt man Kindern Gute-Nacht-Lieder vor und schaukelt sie

damit in den Schlaf. „La-le-lu, nur der Mann im Mond schaut zu ...“ Das lullt doch herrlich ein. Mit meiner Stiftung HUMOR HILFT HEILEN finanzieren wir eine Musiktherapeutin auf der Frühgeborenenstation der Charité, dort, wo ich vor Jahrzehnten als Arzt gestartet bin. Unter Anleitung trauen sich die Mütter dann, für ihre Kinder zu singen, und durch das Plexiglas der Inkubatoren tönt die tief vertraute Stimme, beruhigt Atmung und Puls und stärkt die Bindung in einer extremen Stresssituation für alle Seiten.

Ein Leben lang verbindet uns Singen, überall! Ich wüsste gerne, wie viele Männer zum Fußball nicht wegen des Spiels, sondern wegen der Gesänge gehen. Immerhin gibt es in Deutschland mehr Chöre als Fußballvereine. Hauptsache, wir „gehören“ irgendwo dazu und können uns Gehör verschaffen. Von Olé-olé-olé-olé in der Südkurve bis zu den Oratorien von Bach. Es gibt nicht DIE besonders heilsame Musik, jeder Jeck ist anders. Fest steht: Für den Opernliebhaber ist Plácido Domingo besser als Placebo.

Die ganze Welt klingt! Das erste Orchester war die Natur. Vogelgesang ist enorm wichtig für unsere mentale Gesundheit. 10% mehr Vogelgesang ist für unser Glücksempfinden vergleichbar wirkungsvoll wie 10% mehr Gehalt. Sie können also unbeirrt 10% ihres Geldes spenden für den Erhalt des Artenreichtums und sind nicht schlechter drauf, sondern besser! Eckart Altenmüller engagiert sich auch für das Klingen der Natur, im Naturschutzbund NABU als Froschspezialist – und schrieb mir: „Die Frösche sind fast alle vom Aussterben bedroht.“ Mit den Insekten und der zunehmenden Hitze und Dürre verschwinden nicht nur die Singvögel, auch all die Lebewesen, die auf Futter und ausreichend Feuchtigkeit angewiesen sind. Der „stumme Frühling“ muss ein Weckruf sein, ebenso wie die Zunahme von psychischen und neurologischen Erkrankungen und Notfällen in Hitzewellen. Auch da sind sich die beiden Eckarts einig: Gesunde Menschen gibt es nur auf einer gesunden Erde.

Eckart Altenmüller erforschte die Kraft der Klänge nach einem Schlaganfall ebenso wie die präventive Wirkung gegen Abbau und Demenz. Wenn ältere Herrschaften, die nie ein Instrument gelernt hatten, beginnen Klavier zu üben, verjüngt sich ihr Hirn nach einem Jahr bereits um zwei Jahre! Das gibt doch zu denken! Manche rechnen sich

jetzt aus: Wenn ich mit 70 für fünf Jahre Klavier spiele und dann im Kopf wieder 60 bin, muss ich dann wieder arbeiten gehen? Aber jeder, der am Erhalt seiner Geistesgegenwart und des Gesundheitswesens interessiert ist, sieht sofort das „public health“-Potenzial. Nur nicht die deutschen Krankenkassen. In anderen europäischen Ländern können Besuche in Museen und Konzerten ärztlich verordnet werden! Statt Tabletten ein Ticket gegen Stress, Einsamkeit, Depressionen und andere psychische Erkrankungen. Das Resultat: 37 % weniger Hausarztbesuche, 27 % weniger Krankenhauseinweisungen. Musik rechnet sich. Aber leichter abzurechnen sind Medikamente statt menschliche Zuwendung. Diese Absurdität kommt uns langfristig teuer zu stehen. Und deshalb feiere ich Eckart Altenmüller so, weil er so wichtige Pionierarbeit geleistet hat, der jetzt die nächste Generation folgen kann.

Für Leib und Seele, für die persönliche Reise wie auch den heilenden Einsatz von Musik in Medizin und Gesellschaft wünsche ich diesem Buch allen Erfolg, Ihnen jetzt ein erquickliches Lesevergnügen. Und belassen Sie es bitte nicht beim Lesen. Erzählen Sie es weiter, setzen Sie um, was immer Ihnen liegt: Singen, Tanzen und Musizieren, drei Mal täglich, als hätte es ihnen der beste deutsche Musikermédiziner verschrieben – und der Hirschhausen als zweite Meinung noch obendrein!

Eckart von Hirschhausen

Arzt, Autor und Gründer der Stiftungen HUMOR HILFT HEILEN und „Gesunde Erde – Gesunde Menschen“

Einleitung

Dieses Buch soll eine Ermutigung sein. Eine Ermutigung, Musik zu machen, Musik aufmerksam zu hören, diesen Schatz zu pflegen und zu verbreiten. Der Titel sagt, dass wir Musik zum Überleben mehr denn je brauchen. Ich möchte dies im Folgenden begründen:

1. Wenn ich morgens die Zeitung lese, wenn ich die Nachrichten höre, dann kriecht dieses Gefühl hoch, dass die Welt um mich herum zerbröseln. Musik kann mir die Angst nehmen, sie ist verlässlich, sie verbindet mich mit Vergangenen, mit Wertvollem, und sie gibt mir Zukunft, sie tröstet.
2. Musik ist Teil unserer genetischen Ausstattung, wir haben einen angeborenen Drang zu singen und zu musizieren.
3. Musik machen verbindet uns, gemeinsames Singen und Musizieren zeigt, wie überflüssig Worte oft sind. Wir verstehen uns.
4. Singen und Musizieren sind gesund.

Meine Hoffnung ist, dass Singen und Musizieren weiterleben werden, auch wenn wir an einer multimedialen Selbstüberforderung zu ersticken drohen. Musik trägt die Kraft in sich!

Dieses Buch ist auch ein Ratgeber. Ratgeber machen zwar häufig ein schlechtes Gewissen und stehen im Ruf, eine ungesunde Selbstoptimierung zu fördern. Aber sie können hilfreich sein, wenn es um Fragen geht, wie wir zurück zur Musik finden!

Dieses Buch ist kein streng wissenschaftliches Buch, wissenschaftliche Fakten werden zwar genannt und in den Fußnoten belegt, aber ich bin eben auch Musiker, und es geht mir in diesem Buch um eine Ermutigung zum musikalischen Handeln:

Es ist ein Buch, um meine Begeisterung für Musik zu teilen und Leserinnen und Leser anzuregen, Musik aufmerksam zu hören, zu singen und Musik zu machen.

1 Warum haben wir Musik?

Musik hören und Musik machen ist ein wichtiger Teil unseres Lebens. Zu allen Zeiten und in allen Kulturen haben Menschen mit Musik ihre Emotionen mitgeteilt, die Gemeinschaft gestärkt und Kraft für die Bewältigung eines harten Alltags geschöpft. Die ältesten Musikinstrumente sind kunstvoll gearbeitete Flöten aus Elfenbein, Schwanen- und Geierknochen, die in den Höhlen bei Blaubeuren, im oberen Donautal, gefunden wurden. Ihr Alter wird auf 40.000 bis 45.000 Jahre geschätzt, aber sicher haben die Menschen schon viel früher gemeinsam gesungen, getanzt, getrommelt. Sie haben dadurch das Gemeinschaftsgefühl gestärkt und Glücksmomente erlebt.

1.1 Emotionale Laute als Urmusik



Es ist Adventszeit; mein Weg führt mich vom Hauptbahnhof Hannover zur Volkshochschule. Überall klingt Musik. Im Bahnhof steht anlässlich der Feierlichkeiten „Hannover ist 10 Jahre UNESCO City of Music“ für einige Wochen ein Klavier. Eine verschleierte Frau spielt *My heart will go on*. Am Kröpke, wenige hundert Meter weiter, spielt ein Straßenmusiker auf dem Akkordeon Edith Piafs *Sous le Ciel de Paris* und wieder einige hundert Meter weiter ist auf dem Weihnachtsmarkt an der Marktkirche ein Podium aufgebaut. Eine Gruppe von Studierenden spielt eine Cover-Version des Beatles-Songs *Eleanor Rigby*. Ein Kilometer, und drei meiner persönlichen Top-Hits! Da brauche ich erst einmal eine Pause. Nachdenken. Was sind die Themen dieser drei Lieder? Liebe, Abschied, Einsamkeit. Die großen Menschheitsthemen.

Seit wann haben wir Menschen Musik? Vermutlich hat die Menschheit schon immer Musik gemacht, getanzt und gesungen, allein, in Gruppen, einstimmig oder mehrstimmig. Vielleicht feierten sie sich gegenseitig vor gefährlichen Jagden durch Gesänge an, ähnlich wie wir es heute bei Fußballspielen erleben. Ich habe zufällig

eine YouTube-Seite mit den „besten“ Fußballgesängen der Spielzeit 20/21 entdeckt. Ein gutes Beispiel für spontane musikalische Massenaktivitäten, die in ihrer Urtümlichkeit an solche urzeitlichen Rituale erinnern könnten.

Wann Singen und Musizieren Teil des menschlichen Verhaltens wurden, liegt im Dunkeln. Die ältesten Musikinstrumente sind 40.000 bis 45.000 Jahre alt, aber ich vermute, dass die ersten musikähnlichen Laute schon vor Beginn der Entwicklung von Homo Sapiens in Afrika erklangen. Stöhnen, Ächzen, Knurren, Lachen besitzen viele musikalische Anteile. Das Stöhnen wird durch einen abfallenden Tonhöhenverlauf zum Stöhnen, das Knurren durch eine raue Stimme zum Knurren. Gelacht wird oft in individuellen Rhythmen und auch das Schluchzen hat einen zeitlichen Ablauf, einen Rhythmus. Und noch etwas verbindet diese Laute mit Gesang und mit Musik. Sie vermitteln Emotionen und sie schaffen Gemeinschaft. Gemeinsames fröhliches Lachen kann entspannen und Menschen verbinden. Stöhnen aufgrund von körperlichen oder seelischen Schmerzen weckt Mitgefühl und Fürsorgeinstinkte.

Was unterscheidet nun diese Affektlaute von „richtiger“ Musik? Unsere Affektlaute sind angeboren, wir produzieren sie automatisch und müssen sie nicht erlernen. Sogar taub-blind geborene Kinder lachen wie hörende und sehende Kinder, wenn man sie kitzelt. Allerdings können wir im Gegensatz zu vielen anderen Säugetieren die Laute durch Lernen verändern. Ein meckerndes Lachen kann man sich abgewöhnen, wenn es auf Ablehnung stößt. Affektlaute sind Teil eines seit Jahrmillionen angeborenen akustischen Verständigungssystems zahlreicher Landsäugetiere, das zunächst sehr einfache Funktionen übernahm: Anzeigen des Reviers (*Brüllen*), des Eigentums (*Knurren*, *Zischen*), der Stärke und Dominanz (*Brüllen, mit den Fäusten auf die Brust trommeln*), der Unterwerfung (*Wimmern*), der Werbung (*Girren*, *Locken*), der Hilfsbedürftigkeit (*Weinen*, *Schluchzen*, *Stöhnen*, *Ächzen*), der Entspannung (*Schnurren*) oder der reinen Lebensfreude (*Singen*, *Jauchzen*). Diese elementaren emotionalen Äußerungen haben Eigenschaften, die oft sogar eine Verständigung verschiedener Tierarten untereinander ermöglichen. Wir, das Tier „Homo Sapiens“, verstehen, wenn Hunde knurren, weil wir in ihr Revier eindringen,



wenn sie jaulen, weil wir versehentlich auf ihren Schwanz getreten sind, und wenn Katzen sich auf unserem Schoß entspannen und schnurren.

Ich vermute, dass dieses emotionale Lautsystem unseren Vorfahren vor vielen Millionen Jahren das Zusammenleben enorm erleichterte. Vielleicht ist das der Grund, warum musikalische Fertigkeiten Teil unseres Erbguts wurden. Wir besitzen beispielsweise die genetisch vorgegebene Fähigkeit, einen Rhythmus zu halten und Tonhöhen zu unterscheiden.¹ Davon gleich mehr. Bis die Menschheit die Musik erfand, war es noch ein weiter Weg.

1.2 Die Erfindung der Musik

Lachen und Stöhnen sind keine Musik. Was also ist Musik? Für mich sind Musiken „gestaltete, in der Zeit gegliederte und nichtsprachliche akustische Ereignisse in sozialen Zusammenhängen“.² Dabei ist mir wichtig, dass Musik „gemacht“ wird. Das Sausen des Windes in den Blättern, das Prasseln des Regens auf einem Blechdach ist noch keine Musik. Erst wenn ich diese Klänge in eine Musik einfüge, wenn ich sie „komponiere“,³ dann wird daraus Musik. Musikalisches Handeln ist auch Mitteilen von Gefühlen, entweder den Zuhörerinnen und Zuhörern oder – wenn ich allein spiele oder singe – vorgestellten, imaginierten Personen.⁴ Musik kann auch eine starke Botschaft an mich

1 Es gibt eine ganze Reihe von Zwillingssstudien, die zeigen, dass eineiige Zwillinge sehr ähnliche musikalische Fertigkeiten aufweisen, auch wenn sie in unterschiedlichen Familien aufwachsen. Ein englischsprachiger Überblicksartikel findet sich in der Datenbank „PubMed“: Wesseldijk LW, Ullén F, Mosing MA. Music and Genetics. *Neurosci. Biobehav. Rev.* 2023 Sep;152:105302. doi: 10.1016/j.neubiorev.2023.105302

2 Dies ist nur eine der möglichen Definitionen. In meinem Buch *Vom Neandertal in die Philharmonie* (Springer 2018) habe ich Musikdefinitionen ausführlich behandelt.

3 Das lateinische Wort „componere“ bedeutet „zusammensetzen“ oder „zusammenstellen“.

4 In einem Artikel der Musikwissenschaftler Richard Parncutt und Annekatri Kessler wird dieser Gedanke ausgeführt. Der Titel des Artikels lautet: „Musik als virtuelle Person“. Der Artikel erschien 2006 in dem von Richard Flotzinger herausgegebenen Buch *Musik als... Ausgewählte Betrachtungsweisen* (S. 9–52), Wien: Österreichische Akademie. Der

selbst sein, die mir Sicherheit, Selbstvertrauen oder Freude gibt und wertvolle Erinnerungen aufruft.

Wer hat die Musik erfunden? Kinder haben mich das vor vielen Jahren in einer Kindervorlesung gefragt und hatten auch gleich Antworten parat: die Vögel, die Vögel! Und so ganz unrecht haben sie nicht. Der Vogelgesang war und ist eine Inspiration für musizierende und komponierende Menschen. Ein Beispiel dafür ist das Flötenstück *Engels Nachtegaeltje* („engelsgleiche Nachtigall“) des blinden Utrechter Glockenspielers Jacob van Eyck. Das um 1640 entstandene Stück variiert ein einfaches Flötensthema, das klagendes „Schluchzen“ der Nachtigall nachahmt. Aber hat die Nachtigall deswegen die Musik erfunden? Eine philosophische Frage. Ich denke eher nicht, denn nur das Männchen singt und es gehorcht einem angeborenen Instinkt. Die Nachtigall lernt zwar manche Strophen dazu und verändert sie gelegentlich, aber auch das ist ein instinktives Verhalten, motiviert durch die Aussicht, bei Weibchen eher zum Zug zu kommen. Denn je mehr Variationen ein Männchen im Gesang zeigt, je länger und lauter es nächtlich tiriliert, desto mehr ist ein Weibchen geneigt, sich mit einem so gesunden Sänger einzulassen. Nun könnte man weiter argumentieren, dass der Nachtigallen-Gesang dennoch bewusst gestaltet ist, in der Zeit gegliedert ist und im sozialen Zusammenhang der Werbung um eine Partnerin erzeugt wird. Es bleibt die entscheidende Frage, was wir unter „bewusst“ verstehen. Der Evolutionstheoretiker Peter Godfrey-Smith hat sich ein Leben lang mit dieser Frage befasst und kommt zu dem überraschenden Schluss, dass sich im Tierreich Bewusstsein an vielen Stellen nachweisen lässt.⁵ Er würde sicher die männliche Nachtigall als (einen der vielen) tierischen Erfinder der Musik bezeichnen.



Artikel ist auf der Homepage von Richard Parncutt erhältlich: <https://homepage.unigraz.at/de/richard.parncutt/research/chapters/>

5 In diesem Buch erläutert Peter Godfrey-Smith seine Theorie, dass viele Tiere ein Bewusstsein haben: *Metazoa: Die Geburt des Geistes aus dem Leben der Tiere*. Berlin: Matthes und Seitz (2024).



Wie steht es denn bei unseren nächsten Verwandten im Tierreich, den Primaten? Eine gute Kontrolle des Vokaltrakts und ein Gefühl für Timing haben die Gibbons entwickelt. Sie leben in den Baumwipfeln der südostasiatischen Tropen als Paare meist monogam und bleiben sich im Gegensatz zu vielen Menschen lebenslang treu. Sind Männchen und Weibchen miteinander vertraut, stimmen sie ein gemeinsames Lied an, indem sie ihre Strophen abwechselnd in einer festen Reihenfolge „singen“. (Der nebenstehende QR-Code führt zu Aufnahmen der Duette aus dem *New Scientist*.⁶) Diese Tiere können also komplexe Laute wahrnehmen und in den Pausen des Partners Antwortlaute produzieren. Sie synchronisieren sich im Wechselgesang und kommunizieren eindeutig in sozialen Zusammenhängen, denn im Duett vergewissern sich die Partner ihrer Verbundenheit und sichern das eheliche Revier ab. Es ist eine Form von gemeinsamem „Ur-Gesang“, den die Gibbons vermutlich vor vielen Millionen Jahren entwickelt haben. Wie bei den Vögeln ist dieses Verhalten allerdings überwiegend vom Instinkt gesteuert und auch die Laute sind wenig originell gestaltet. Dennoch, von hier ist es nur ein kleiner Schritt bis zum Singen.

Wann unsere Vorfahren begonnen haben zu singen, liegt im Dunkeln. Vermutlich wurde die angeborene emotionale Kommunikation mit der Entwicklung des aufrechten Gangs vor ca. drei Millionen Jahren schrittweise mit Handgesten angereichert. Es entstand eine Zeichensprache, die von emotional gefärbten Lautäußerungen, von Stöhnen, Grunzen, Ächzen begleitet war. Mit der aufkommenden Arbeitsteilung in den steinzeitlichen Gesellschaften wurde dieses Zeichensystem perfektioniert. Die für Gesten notwendige kontrollierte Willkürmotorik der Hände wurde mehr und mehr auch auf eine Kontrolle der Stimme, der Zunge und der Lippen ausgedehnt. Die Sprachen entstanden. Die Sprache des Herzens, das Singen und die Musik, entwickelte sich parallel zu dieser wachsenden Sprachkompetenz. Singen, Tanzen und Instrumentalspiel hob die Stimmung, stärkte das Gemeinschaftsgefühl, war Ausdruck von Lebensfreude und spendete Trost bei Krankheiten

6 Der Artikel zu dem YouTube-Film von James Dinneen ist am 11. Januar 2025 im *New Scientist* erschienen. <https://www.newscientist.com/article/2354278-male-and-female-gibbons-sing-duets-in-time-with-each-other/>

oder Tod. Musik spielte eine wichtige Rolle, und wer ein Musikinstrument beherrschte, war ein mächtiger Mensch, geehrt und gefürchtet. Die Darstellung des „Kleinen Zauberers“ aus der „Fuchshöhle“ in Südfrankreich zeigt diese besondere Stellung der Musiker (Abbildung 1).

Lange bevor die ersten bisher gefundenen Musikinstrumente vor etwa 40.000 Jahren gebaut wurden, verschmolzen Sprache und Musik im Gesang. Dadurch konnten die sprachlichen Inhalte emotional lebendiger gestaltet und damit auch besser im Gedächtnis gespeichert werden.

In Abbildung 2 habe ich die in diesem Kapitel skizzierte Theorie der Entstehung der Musik grafisch umgesetzt. Die links angegebenen Zeitangaben sind nur sehr grob, denn wir wissen noch nicht genug

Abb. 1: Der „Kleine Zauberer“ spielt den Musikbogen, einen mit einer Darmsaite bespannten flexiblen Ast, dessen eines Ende an den harten Gaumen in der Mundhöhle gedrückt wird. Durch Veränderung der Spannung der Saite kann die Tonhöhe variiert werden, durch die Formung der Zunge und des Mundraums die Klangfarbe. Der Rhythmus wird durch Schläge mit einem Stab auf die Saite realisiert. In dieser Höhlenmalerei wird auch die enge Verbindung von Musik, Tanz und Spiritualität deutlich, denn offensichtlich tanzt der Schamane. Als Symbol der Kraft und des „Eins-Sein“ mit der Natur hat er das Fell eines Wisents übergeworfen. (Zeichnung: Eckart Altenmüller)



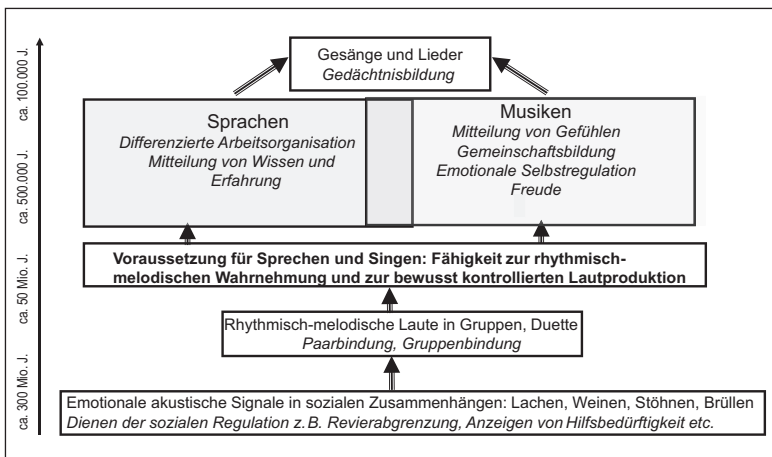


Abb. 2: Ein Modell, das die Entwicklung unserer musikalischen Fertigkeiten erklären könnte: Aus den angeborenen emotionalen Lauten der Landsäugetiere entsteht die kontrollierte Bewegung von Stimmapparat, Zunge und Lippen. Dies ist wiederum die Voraussetzung, um Lautsprachen und das Singen zu erwerben. Später wird Sprechen und Singen zu Gesängen verschmolzen. Erst mit der sogenannten kognitiven Revolution, vor ca. 70.000 Jahren, werden dann auch Werkzeuge erfunden, mit denen Musikinstrumente hergestellt werden konnten. (Grafik: Eckart Altenmüller)

über die genauen Zeitabläufe der Entwicklungsgeschichte von Lautäußerungen. Kursiv gesetzt sind die „Zwecke“ der in der Evolution erworbenen Fertigkeiten. Im Kasten ganz unten in der Abbildung sind die einfachen emotionalen akustischen Signale aufgeführt, die wir mit sehr vielen Landsäugetieren – z. B. Hunden, Katzen, Pferden – gemeinsam haben. Im Kasten darüber sind mit „rhythmisch-melodischen Lauten“ die Duette der Gibbon-Paare gemeint. Damit haben wir den ersten Nachweis einer kontrollierten Lautproduktion, die soziale Bindungen vertieft und stabilisiert. Die Voraussetzungen für den Spracherwerb und für das Singen waren damit gegeben. Die Sprachen dienen zwar vordergründig überwiegend der Vermittlung von Wissen und Erfahrung, aber sie können auch Emotionen ausdrücken. Durch die Sprachmelodie, die Sprechgeschwindigkeit und die Artikulation werden Freude, Trauer, Wut, Angst, Neugier, Ekel oder Mischungen dieser Emotionen ausgedrückt. Musik drückt jedoch andere Gefühle

als Sprache aus, zum Beispiel Energie, Kraft, Lebensfreude, aber auch Trauer und Sehnsucht. Musik und Sprache haben einen überlappenden Bereich, denn die emotionalen Wirkungen können sich in beiden Kommunikationsformen ähneln. Die tiefsten Emotionen können bei der Synthese von Musik und Sprache, in Gesängen, Liedern, Opern etc. entstehen.

1.3 Die Musik findet einen Weg!

Diese Überschrift ist eine Abwandlung des Satzes „Das Leben findet einen Weg“ aus dem Science-Fiction-Film *Jurassic Park*: Dr. Ian Malcolm, der aufsässige Chaosforscher im Film, bezieht sich mit diesem Satz auf die Dinosaurier, die im Erlebnispark alle als Weibchen geschaffen wurden, um eine unkontrollierte Fortpflanzung zu verhindern. Fatalerweise wandelten sich die Weibchen dann doch teilweise zu Männchen um und pflanzten sich fleißig fort, was zu einer prosperierenden Velociraptoren-Population führte, die sich einen Spaß daraus machte, Menschen zu jagen und zum Abendessen zu verspeisen. Wie den Dinosauriern der Drang angeboren war, sich fortzupflanzen, so ist auch dem Menschen der Drang zu musikalischen Aktivitäten angeboren. Selbst wenn verbrecherische Regimes wie die Taliban Musik unterdrücken wollen: Die Musik findet einen Weg, denn Musik ist Teil des Menschseins, musikalisches Handeln ist ein Menschenrecht.⁷

1.4 Bin ich musikalisch?

Man muss der Musik allerdings ein wenig Geburtshilfe leisten. Vielleicht hat Ihnen in der Kindheit oder Jugend ja jemand gesagt, dass Sie unmusikalisch sind? „Du kannst nicht singen.“ Ein solcher Satz kann ein ganzes Leben in eine ungünstige Richtung lenken, denn er zerstört das Vertrauen in die eigene, angeborene Musikalität: Der

7 Amnesty International setzt sich für die Musikerinnen und Musiker in Afghanistan ein: <https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-journal/afghanistan-taliban-musik>